MARKUS ORTHS

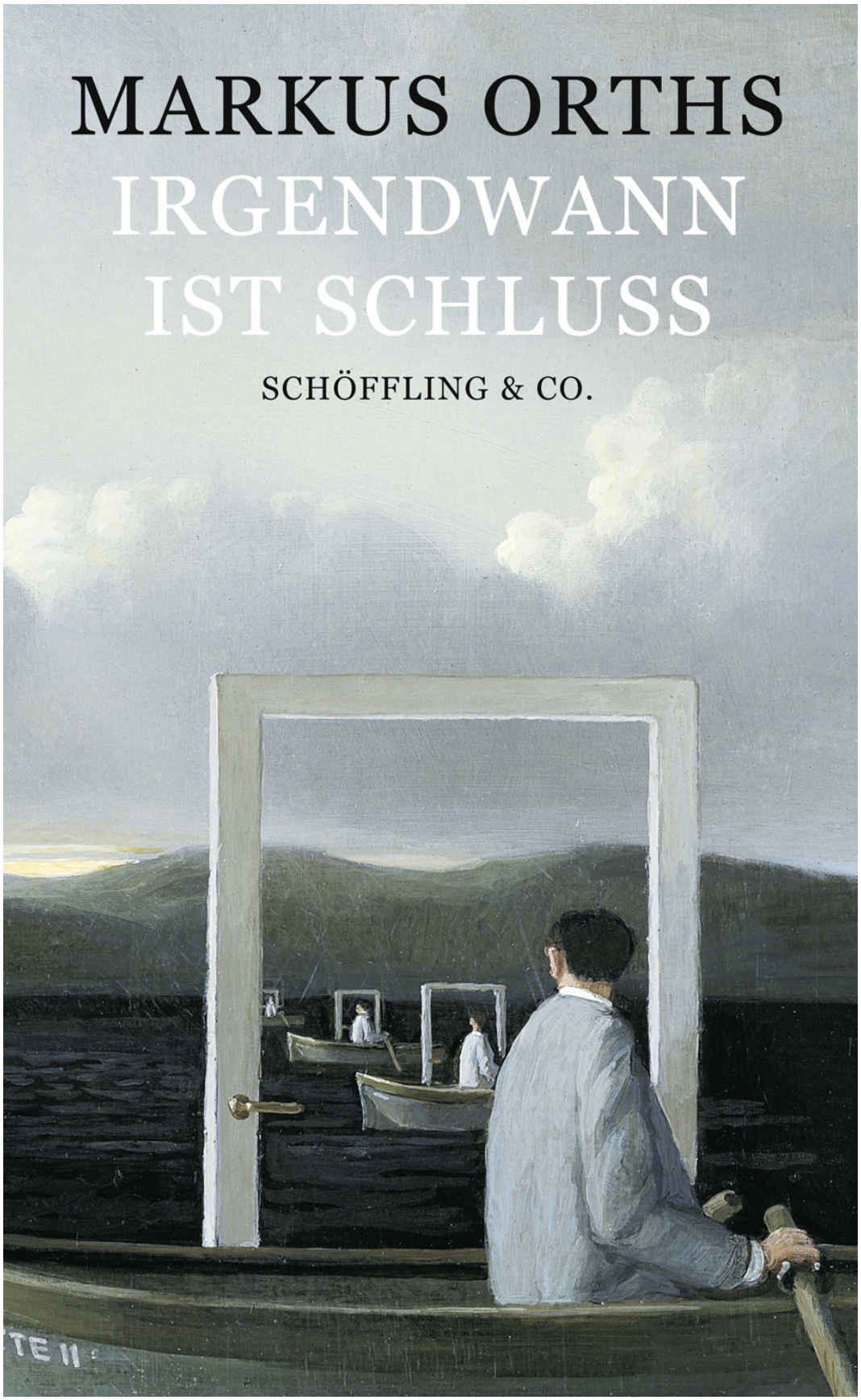
# IRGENDWANN IST SCHLUSS

SCHÖFFLING & CO.

MARKUS ORTHS

# IRGENDWANN IST SCHLUSS

SCHÖFFLING & CO.



# Inhalt

[Cover]

Titel

Irgendwann ist Schluss

- Erich, Erich
- Bischoff gegen BRD
- Löwes Welt
- Im Séparée
- Pygmalion Soap
- Shot to Nothing
- Die Stimme
- Vier Stunden im Garten gelegen Bonus-Track

Anmerkungen

Impressum

Kurzbeschreibung

Autorenporträt

# Markus Orths
# Irgendwann ist Schluss

*Erzählungen*

Schöffling & Co.

# Irgendwann ist Schluss

# Erich, Erich

## 1 – Ich

Heute Morgen ist es passiert, gegen elf Uhr dreißig. Ich saß am Tisch, starrte vor mich hin, es klingelte, ich ging zum Türöffner, eine Stimme murmelte etwas von Paketpost, ich drückte den Summer, wartete und dachte daran, wie oft ich in meinem Leben auf irgendwas gewartet hatte und wie viel Zeit der Mensch mit Warten verbringt. Aber ich konnte meine Gedanken nicht zu Ende führen, denn ein Mann, der ein Päckchen in der Hand hielt, kam auf mich zu. Das Päckchen hatte die Größe eines Schuhkartons. Der Mann reichte es mir nicht, sondern stellte es neben die Tür auf den Boden.

»Sind Sie Erich Cramm?«, fragte er, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte.

»Ja«, sagte ich.

»Der Sohn von Hans Cramm?«

»Ja. Wieso?«

Im nächsten Augenblick schlug er zu.

Ich hatte kaum Zeit gehabt, ihn mir anzusehen. Sein Gesicht wirkte auf den ersten Blick spanisch, braun gebrannt, dazu ölige Haare und Fusselbärtchen. Er drosch auf mich ein, meine Haut platzte auf, Blut im Mund erstickte mein Stöhnen. Ich krabbelte durch den Flur, der Mann kam hinterher, zog mich hoch und schlug harte, trockene Schläge. Ich wehrte mich nicht, ich hab mich noch nie wehren können, ich bin zu schwach, mir fehlen der Biss und die Fähigkeit zur Wut. Ich ließ mich hängen

wie eine Puppe, hob nicht mal die Hände zum Schutz. Nach einer Weile ließ der Mann von mir ab. Wir keuchten. Er vor Anstrengung, ich vor Schmerzen.

Er sagte: »Wir werden immer da sein!«

Dann ging er zur Tür, nahm das Päckchen, brachte es ins Wohnzimmer, und ich konnte nicht erkennen, was er dort tat. Nach zwei Minuten kehrte er ohne Päckchen zurück in den Flur, drehte sich noch mal zu mir, sagte »Keine Polizei!«, machte eine hässliche Geste und warf die Tür hinter sich ins Schloss. Mein Ohr fiepte. Ich schleppte mich ins Bad. Das Waschbecken färbte sich rot, als ich mit dem Lappen die Wunden betupfte. Ich glaubte, ein Geräusch zu hören, fuhr herum, aber das war nur der verspätete Schreck. Kopfschmerzen setzten ein, ich kramte in meinem Schrank nach Aspirin, schluckte eine und ging ins Wohnzimmer. Der Mann hatte das Päckchen geöffnet und auf den Boden gestellt: Es war leer jetzt, Löcher im Deckel, winzige Luftlöcher, ich schluckte, sah mich im Zimmer um, bemerkte aber nichts Verdächtiges.

Ich schnappte mir die Jacke und verließ das Haus. Mein Auto stand in der Tiefgarage. Ich fuhr durch die Stadt und wusste nicht, wohin. Da rollte mir ein Ball vors Auto, ich trat auf die Bremse, kam auch zum Stehen, der Ball tupfte kurz gegen die Stoßstange und hoppelte weiter. Ich wartete auf ein Kind. Aber da kam keins. Die Straße blieb leer. Hinter mir zeigte sich kein Fahrzeug, ich stieg aus und sah nach. Der Ball war liegen geblieben, ein blauer Gummiball, ich nahm ihn vom Boden, die Straße wie leergefegt, ich blickte nach oben und fragte mich, ob jemand den Ball aus einem der Fenster geworfen haben könnte. Ich legte den Ball auf den Bürgersteig, fuhr zurück nach Hause, ließ den Wagen draußen stehen und lief die Treppen hoch, so

schnell ich konnte, in meine Wohnung. Von innen drehte ich zweimal den Schlüssel.

Erst im Wohnzimmer sah ich die Spinne, fett, behaart, eine Vogelspinne, eine Tarantel, keine Ahnung, sie saß ganz ruhig dort, in der Mitte des Zimmers, sie schien nichts zu tun. Ich nahm vorsichtig einen Brockhaus-Band aus dem Regal, trat näher, meine Haare richteten sich auf, als hätte jemand mit einer Gabel über ein Heizungsrohr gekratzt. Die Spinne war handtellergroß. Ich zielte und warf den Brockhaus. Mit allem hätte ich gerechnet, nur nicht mit dem schrillen Pfiff, den die Spinne ausstieß, ich hatte immer gedacht, Spinnen seien von Natur aus stumm, aber das stimmt nicht, es war ein klagender, Mitleid erregender Laut. Vier Beine schauten noch unterm Brockhaus hervor. Sie zuckten. Ich stellte mich mit meinem ganzen Gewicht auf das Buch, es wackelte, und am Rand quoll jetzt orange-gelber Brei hervor. Ich ging ins Bad und übergab mich, zog mir Gummihandschuhe an, kratzte die Spinnenreste mit dicken Lagen Küchenpapier vom Boden und stopfte das Papier mitsamt Lexikon in einen Müllsack. Dann betrachtete ich das leere Päckchen. Es war groß genug für zwei Spinnen, ich hoffte aber, dass der Spanier es bei der einen belassen hatte. Vielleicht, dachte ich, kommt er nicht aus Spanien, sondern aus Südamerika.

Sie sind zu dritt. Bis jetzt. Ich nenne sie Gonzales, Kuttner und Wischnewski. Kuttner war als Zweiter da, mitten in der Nacht. Ich machte die Augen auf und sah in sein Gesicht, er saß auf meiner Bettkante, legte mir die Pranke auf den Mund und drückte mich mit seinem Gewicht ins Bett, ein Riese, eigenartig rot seine Haut, als hätte er zu lang in der Sonne gelegen, seine Haare blond, gescheitelt, dazu

Sommersprossen und wässrige Schweinsaugen, ich nenne ihn Kuttner, er sieht einfach so aus, als hieße er Kuttner. Er blieb eine ganze Weile auf mir hocken. Ich rührte mich nicht. »Wir werden immer da sein!«, sagte er und fügte hinzu: »Wir säbeln dir die Beine ab. Irgendwann, nicht jetzt, aber irgendwann, ganz sicher.« Dann verschwand er.

Ich rauchte eine Zigarette nach der anderen und marschierte im Flur auf und ab. Wie war er reingekommen? Am nächsten Morgen rief ich den Schlüsseldienst und ließ das Schloss austauschen. Als ich ein leises, schmatzendes Geräusch vernahm, verließ ich das Haus und stieg ins Auto. Ich wusste, was ich zu tun hatte. Mir blieb nichts übrig.

Sind Sie Erich Cramm?, hatte mich der Mann gefragt.

Ja, hatte ich geantwortet.

Der Sohn von Hans Cramm?, hatte er gefragt.

Und ich hatte Ja gesagt.

Im Gefängnis erfuhr ich, dass es so etwas wie Besuchszeiten und Besucherlisten gab. Ich hatte Glück und musste nur drei Stunden warten, fühlte mich sicher dort, hohe Mauern, Draht, Wachleute, Gitter. Wenn ich hier leben würde, dachte ich, könnte mir nichts geschehen, weder Kuttner noch Gonzales würden es schaffen, zu mir zu gelangen. Ich überlegte, welches Verbrechen ich begehen könnte, um hier reinzukommen. Dann wurde ich aufgerufen. Der Raum, in den man mich führte, war weiß getüncht, wirkte frisch und hell, als wären die Maler gerade erst mit dem Streichen fertig geworden. Reflexartig legte ich meine Hand an die Wand, spürte aber nur trockene Kälte. Ich war zunächst allein und wusste nicht, ob ich mich setzen sollte. Ich wartete noch eine Weile.

Mein Vater kam angeschlurft. Jeder Schritt schien ihm wehzutun. Er setzte sich, vorsichtig, langsam. Legte seine Hände als Kissen unter die Oberschenkel. Kein Blick für mich. Auch ich setzte mich, ihm gegenüber. Zwischen uns nur Tisch. Er lutschte. Wohl an frisch aufgeplatztem innerem Wangenfleisch. Sein Gesicht zeigte Rötungen, Krusten, Wunden. Er hatte abgenommen. Aß er nichts? Er starrte unentwegt zur Tischplatte, als hätte sein Blick ein irres Gewicht, das nicht zu stemmen war. Wir saßen da, die Zeit verstrich, irgendwann würde ich sprechen müssen.

Was für ein Unterschied, dachte ich, was für ein Unterschied zum Vater, den ich aus der Kindheit kannte, die ich verlebt hatte in unserem, ja, Palast, kann man sagen, in unserem Palästchen, wie Marc Antonius, der Bluthundhalter, den Bau nannte, und sonntags gingen wir spazieren, Vater und Mutter Arm in Arm, ich voran, die Hunde natürlich, mindestens drei, Entführung des Kleinen immer im Bereich des Möglichen, Laub, das auf dem Weg lag und in das ich stoßen konnte mit dem Fuß, Mücken, die uns attackierten, am Flussufer, Lachen der Eltern, Donnern in der Ferne, das den Wetterumschwung ankündigte, die riesige Hand, die meine Hand packte, mich nicht mehr losließ, auch wenn ich es wollte.

Jetzt aber, hier, im Gefängnis, im Besuchsraum, da schwieg mein Vater. Auch ich konnte nichts sagen. Ich war ihm entgegengekommen, war hier, bei ihm, obwohl ich mir geschworen hatte, ihn nie zu besuchen, und jetzt schwieg er? Ich hatte den ersten Schritt getan, warum tat er nicht den nächsten? Es half nichts. Ich sagte endlich »Vater« und erzählte ihm tonlos, was geschehen war, beschrieb die Männer, fragte, ob er die Männer kannte, ob sie auf der Anklagebank gesessen hatten, ob es einen Grund für die

Männer gab, sich an ihm zu rächen für das, was er ihnen angetan hatte, ob sie etwa zu den siebenundzwanzig Familien gehörten, die aufgrund der Verfehlungen seiner Firma ihre kleinen, unschuldigen Kinder – mein Vater unterbrach mich mit einer Handbewegung, langsam, bedeutend, als folge er den Anweisungen eines Regisseurs. Eine Theatralik lag in dieser Geste, die ich sofort und ohne jede Einschränkung hasste, und ich ärgerte mich, dass diese Geste mich tatsächlich zum Schweigen brachte. Ich fragte mich, ob er endlich etwas sagen würde, zu mir, seinem einzigen Kind, aber er sah mich nicht an, hatte für Schweigen gesorgt und stand auf, verzog sein Gesicht, und ich dachte noch, jetzt endlich öffnet er die Lippen, um mir zu sagen, was er zu sagen hat, doch nach wie vor blickte er zur Tischplatte, auch als er schon stand und den Stuhl zurückgeschoben hatte, auch da noch sah er nach unten, sein Gesicht kräuselte sich auf merkwürdige Weise, und dann musste er einfach nur niesen. Er nieste dreimal. Langsam zog er ein Taschentuch hervor und tupfte sich die Nase ab. Ich sah, das Taschentuch war blutig.

Dann verließ er den Raum.

Ich fuhr nach Hause. Ohne mir etwas dabei zu denken, parkte ich in der Tiefgarage. Als ich aussteigen wollte, drängte mich ein dritter Mann zurück in den Wagen, ich nenne ihn Wischnewski. Er drückte mir etwas vors Gesicht, ich verlor das Bewusstsein, fiel in eine Art Grube mit merkwürdigen Traumbildern. Als ich zu mir kam, lag ich in meinem Bett. Mein Kopf schmerzte. Ich fasste mir sofort an die Beine, tastete meinen Körper ab, alles schien unversehrt. Aber das Gefühl, in ihrer Hand gewesen zu sein, war ekelhaft und klebrig. Ich zog mich aus und untersuchte meinen Körper nach Spuren. Ich fand nichts.

Also waren sie zu dritt, mindestens zu dritt. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, mein Kopf wollte bersten.

»Keine Polizei!«, hatte Gonzales gesagt.

Und ich?

Gehorchte.

Instinktiv.

Ich knetete meine Finger. Für einen Sicherheitsdienst, für jemanden, der auf mich aufpassen würde, Tag um Tag, fehlte mir das Geld. Ich war ihnen ausgeliefert und fragte mich plötzlich, woher sie von meiner Angst wussten, die Beine zu verlieren. Niemand kennt meine Angst, die Beine zu verlieren. Diese Angst, ich liege wehrlos am Boden, und etwas kommt auf mich zugerollt, und das, was da kommt, ist so unglaublich scharf, es rollt über meine Beine, meine Beine werden abgesägt, und die Schmerzen sind so unerträglich, dass ich sie nicht spüre, ich sehe nur mich selbst dort liegen und neben mir die gekappten Beine, sehe den Rumpf, Stumpf ohne Stiele, und daneben die Beine, kurz davor, sich aufzurichten und für immer von meinem Körper fortzulaufen. Die Angst davor, mein Leben lang in einem Rollstuhl zu sitzen und nichts mehr tun zu können ohne die Hilfe von Rädern, die Angst, wieder zurückzumüssen in den Palast meiner Eltern, in das Haus, aus dem ich ausgebrochen war, in die Hässlichkeit all dessen, was ich gehofft hatte, nie wieder sehen zu müssen. Ich strich mir über die Oberschenkel und fluchte, weil ich nicht genügend Zigaretten gekauft hatte.

In der Nacht wachte ich auf und sah einen Schatten. Das Licht brannte, ich lag auf dem Rücken und ließ meinen Blick langsam Richtung Brust wandern, auf der die zweite Spinne saß. Sie beäugte mich, und als sie sacht die

Vorderbeine hob und aneinanderrieb, schnellte meine Hand nach oben und fegte das Tier von der Brust. Es fiepte und flog zwei Meter weit zum Schrank. Ich sprang auf, zog mich an, griff meinen Autoschlüssel, verließ die Wohnung, kam ungehindert zum Wagen und schloss mich von innen ein, nachdem ich überprüft hatte, dass sich niemand auf der Rückbank versteckt hielt. Für einen Augenblick glaubte ich wirklich, fliehen zu können, ich hatte meine Kreditkarte dabei, ich könnte eine Reise machen, ins Ausland, irgendwohin, wo ich vor ihnen sicher wäre, doch als ich von der Tiefgarage hinaus auf die Straße bog, flammten hinter mir die Frontlichter eines Wagens auf, der mich verfolgte, ohne es im Mindesten zu verbergen.

Ich überlegte nicht lange, es gab nur ein einziges Ziel, zwei Stunden Autofahrt entfernt, und ich blickte zur Tankanzeige. Es schmerzte mich, diesen Weg einzuschlagen, weil ich das Gefühl hatte, das zu tun, was die drei von mir erwarteten, oh, ich kannte all die Abzweigungen, Landstraßen, Dörfer, Ampeln, Ortsschilder, Felder, Wälder, ich kannte all das, was in die Finsternis des Palasts führte, dieser Palast, der dort lag in vollkommener Einsamkeit, der zugewucherte Garten, die Mauer, das Personal, die Mutter im Bett, leblos lebend, ohne Bewusstsein, Maschinen nahmen ihr das Atmen ab, und mehr als einmal dachte ich auf der Fahrt, ich kann es nicht, ich schaff es nicht, ich will nicht zurück in mein Kindheitshaus, dann wieder sah ich in den Rückspiegel und dachte, wohin sonst? Wohin sonst kann ich fahren? Sosehr ich meinen Kindheitsort verabscheute, sosehr sehnte ich mich nach seinen unüberwindbaren Mauern. Wenigstens die, dachte ich, versprechen Schutz und Sicherheit. Mit allem anderen würde ich schon zurechtkommen. Ich bin ja

kein Kind mehr, dachte ich. Erinnerungen sind bloß Erinnerungen. Man kann sie verscheuchen wie Fliegen. Ich näherte mich Kilometer um Kilometer dem Heimathaus, und je näher ich kam, umso langsamer fuhr ich, umso verbissener klammerten sich die Hände ans Lenkrad, Schweißflecken in meinem Hemd.

Schließlich durchquerte ich das letzte Waldstück und erreichte den Palast. Der Wagen meiner Verfolger blieb in einiger Entfernung stehen, und ich sprang aus dem Auto, es war vier Uhr morgens, immer noch dunkel, ich läutete wie wild am Tor, Licht flammte auf, Hunde bellten, aus der Sprechanlage ertönte die Stimme von Marc Antonius, dem Bluthundhalter. Ich rief meinen Namen und blickte mich immer wieder um. Die Verfolger hatten die Scheinwerfer abgedreht. Marc Antonius drückte den Öffner, das Tor schwang auf, ich lief Richtung Haus, Marc Antonius kam mir ein Stück entgegen, besänftigte die Hunde mit Pfiffen, nickte bedächtig und zog die Brauen hoch, als er flüsterte: »Sie kehren alle wieder zurück.« Im Haus sagte ich ihm, er solle den Riegel vorschieben, er solle in dieser Nacht niemanden reinlassen, er solle sich vergewissern, dass alle Türen verschlossen seien, er solle verdammt noch mal alles dafür tun, dass man mich in Ruhe lasse.

»Wollen Sie Ihre Mutter sehen?«, fragte er.

»Nein«, sagte ich. »Ich will schlafen.«

Ich stieg hoch in mein Zimmer, das, wie ich wusste, seit jeher für mich und meine Rückkehr in tadellosem Zustand gehalten wurde, und schloss mich dort ein. Sofort ekelte mich alles, was ich sah, mein altes Spielzeug, meine Stofftiere, die abgetragene Kindheit, Erinnerungsmotten, ich schaufelte mein Bett frei, das jede Woche neu bezogen werden musste, so, wie das gesamte Zimmer jede Woche

gereinigt werden musste, da meine Mutter immer der Meinung gewesen war, ich könnte unvermutet zurückkommen, und wenn ich zurückkäme, sollte ich alles so vorfinden, wie ich es verlassen hatte, woran man sieht, wie wenig sie mich kennt, denn nichts hasse ich mehr als das, was ich verlassen habe, diese ganzen Dinge, die mich in ihrer nackten Anwesenheit anglotzen und sich mir aufdrängen, ich würde sie am liebsten aus dem Fenster werfen. Ich öffnete den Schrank und stopfte all das, was ich nicht mehr ertragen konnte, hinein. Ich fragte mich, weshalb ich nicht in der Lage war, die Kindheitsdinge tatsächlich aus dem Fenster zu werfen, all diese leblosen Sachen, die nur künftiger Staub für mich waren, schon jetzt zerfallen und von Zukunft zerfressen – fehlte mir der Mut?

Ich musste ruhiger werden. Ich nagte an meinen Fingernägeln, ich wusste überhaupt nicht mehr, was ich tun sollte. Am Morgen würden sich vielleicht einige Dinge klären. Am Morgen würde ich ans Bett meiner Mutter treten. Am Morgen würde ich sie sehen und doch nicht sehen, denn es gab sie zwar und sie lebte noch, aber es gab sie gleichzeitig nicht mehr und sie lebte nicht mehr, das heißt, sie atmete noch, aber nicht sie war es, die atmete, sondern Geräte, die Luft in ihre Lungen bliesen und sie am Leben hielten, ein Leben, das schon gelebt war und nur noch im Stecker steckte, der meine Mutter nicht gehen ließ. Am Morgen, dachte ich, würde ich sie alle sehen, die sieben Frauen, die um sie kreisen und den Augenblick des Ablebens hinauszögern, da der Augenblick des Ablebens das Ende ihrer Anstellung bedeuten würde und das Ende ihrer Anstellung das Ende des Geldregens. Am Morgen, dachte ich, würde mir vielleicht eine Eingebung kommen. Am Morgen, dachte ich, wird die Sonne scheinen.

Es ist furchtbar. Es ist furchtbarer, als ich es je für möglich gehalten habe. Es übertrifft meine schlimmsten Albträume. Das Haus wird nicht hell. Es will einfach nicht hell werden. Finsternis, Kälte, Grabesstimmung. Als gäbe es einen undurchsichtigen Schutzschild um das Haus herum, der die Sonne abhält. Wenn ich mein Zimmer verlasse, habe ich den Eindruck, durch ein Aquarium zu tauchen, alles ist schummrig, Geräusche hört man nur gedämpft. Ich weiß nicht, weshalb die Sieben, die hier leben, durch die Gänge schweben wie Gespenster, ich weiß nicht, weshalb sie flüstern, wenn sie zu mir sprechen, ich weiß gar nichts. Die Sieben: Sie tragen lange Röcke, die bis zum Boden reichen. Sie tun alles für meine Mutter, haben alles für sie getan, als sie noch bei Bewusstsein war, haben Tag und Nacht ihre Befehle ausgeführt, haben bei ihr gesessen, haben ihre Hand gehalten, haben sie gestreichelt, in den Arm genommen, alles auf eine kalte, nüchterne, berechnende Art. Ich sehe sie jetzt vor mir, hier, drei von ihnen, wie sie auf mich zuschweben, der Sohn, flüstern sie sich zu, und sie machen einen Knicks, der Sohn. Sie fürchten mich. Sie fürchten, dass ich den Geldhahn zudrehe, sie fürchten, dass ich sie entlassen könnte. Zum ersten Mal gibt es jemanden, der mich fürchtet.

Ich betrete das Zimmer meiner Mutter gegen Mittag. Es ist abgeschottet vom Rest des Hauses. Ein geräumiges Zimmer, das viel Luft zum Atmen ließe, wenn sie denn noch atmen könnte, meine Mutter. Es liegt im Erdgeschoss. Man kann vom Zimmer aus direkt in den Garten gelangen. Aber die Rollläden sind fest verschlossen, das Zimmer abgedunkelt, künstliches Licht beleuchtet das Bett, daneben die Apparate. Meine Mutter liegt auf dem Rücken. Als ich sie sehe, fühle ich nichts. Keine Regung, weder

Mitleid, Liebe, Sorge noch Wut oder Hass, nichts, in mir ist alles leer. Als wäre ich eine ebensolche Maschine wie die, durch die sie am Leben gehalten wird. Es gluckert irgendwo. Hinter mir verharrt eine der Sieben in der Tür. Ich drehe mich um und scheuche sie mit einer Handbewegung hinaus. Meine Mutter hält die Augen geschlossen. Sie ist eine Körpermasse, die vorm Verwesen geschützt wird. Dabei gibt es Stellen an ihrem Körper, wo bereits Verwesung eingesetzt hat, so jedenfalls sieht es aus, ich meine die Flecken auf ihren Händen. Die Sieben: Alle paar Stunden lagern sie den Körper der Mutter um, jeden Morgen waschen sie ihn, sie überwachen die automatische Fütterung und sitzen reihum an diesem weißen Sarg aus gesteifter, frischer Wäsche und halten die Hand der Nicht-sterben-Könnenden, in der Hoffnung, dass sie nicht so bald sterben wird.

Ich decke meine Mutter jetzt auf, ich tue es harsch, als risse ich eine staubige Decke von einem eingemotteten Möbelstück, und ich sehe sofort die Krampfadern, violette Blutegel. Ich decke den Körper wieder zu. »Was soll ich tun, Mutter?«, frage ich sie, doch es ist eine mechanische Frage. Ich weiß nicht, was geschieht mit mir, hier, in diesem Haus, in dem ich nicht sein will, aber sein muss, weil ich sonst nirgends sein kann. Kurz bevor ich ihr Zimmer verlasse, ziehe ich die Rollläden hoch. Es wird nur unmerklich heller. Diese dichten Büsche und Bäume rauben dem Licht die Kraft. Wie kann man einen Garten so anlegen, dass er die Sonne aussperrt?

Ich weiß nicht, warum ich es getan habe. Vielleicht tat ich es nur, weil ich in der Nacht nicht schlafen konnte. Ich hatte Albträume, schreckte auf, hörte Dinge miteinander

flüstern. Ich trank Wasser und öffnete das Fenster. Ich spähte hinaus in die Nacht und ahnte draußen die Anwesenheit meiner Feinde. Ich sah nichts, ich hörte nichts, aber ich spürte ihre Blicke aus der Dunkelheit. Sie könnten, dachte ich, eine Leiter ans Fenster schleppen und von außen zu mir hineinkriechen. Sie könnten über den Keller ins Haus gelangen. Sie könnten die Bluthunde mit präpariertem Fleisch vergiften. Aber warum haben sie noch nicht Ernst gemacht? Dreimal lag ich schon in ihrer Hand. Dreimal hätten sie mir ohne Mühe die Beine absäbeln können. Sie haben es nicht getan. Sie haben es bei Drohungen belassen. Es muss einen Grund geben dafür, dass sie mich verschont haben. Vielleicht wollen Sie meine Angst nur mästen? Ja, sie hatten meinen Vater ins Gefängnis gebracht. Aber ihre Rachgier war längst nicht gestillt. Ihre gesamte Existenz liefe ins Leere ohne die Möglichkeit der Rache. Ohne mich hätten sie nichts, für das sich zu leben lohnte. Niemanden, der ihrem Dasein einen verzweifelten Sinn verlieh. Nähmen sie mir wirklich die Beine, wäre alles vorbei für sie. Sie wollen nicht meine Beine, sie wollen nur meine Angst. Das aber heißt: Sie werden mir nichts tun. Sie hätten mir etwas tun können, dreimal schon hätten sie mir etwas tun können, aber das wollen sie nicht. Ich lachte auf, als ich sie durchschaute.

Und war mir plötzlich sicher, sicher zu sein.

Ich zog mich an, ging in die Küche, suchte in den Schubladen nach einer Taschenlampe, verließ das Haus, lief zur Stelle, an der die Verfolger letzte Nacht gehalten hatten, und leuchtete den Boden ab. Sie hatten gewendet, ich folgte den Reifenspuren, lief in die Nacht, rief immer wieder, »los, Leute, kommt doch«, rief die Namen, die ich ihnen gegeben hatte, doch niemand zeigte sich. Die Spuren

bogen rechts in einen Waldweg, ich rannte, bis ich ein Leuchten sah, das sich, als ich näher kam, als Lagerfeuer entpuppte. Ich ging ohne zu zögern hin. Niemand saß dort. »Kommt raus!«, rief ich. »Ich weiß, dass ihr da seid!« Nach einer Weile hörte ich, wie die Büsche auseinandergeschoben wurden. Es war Gonzales. Obwohl ich mit seinem Erscheinen gerechnet hatte, zuckte ich zusammen. Er aber beachtete mich nicht. Er kam mit Holz zurück, das er neben das Feuer legte. Stand aufrecht dort und sah mich nicht an. Blickte in die Flammen. Die Stille zwischen uns wuchs und verband sich mit dem Qualm des Feuers. Da hörte ich hinter mir ein Geräusch. Ich fuhr herum und sah Kuttner und Wischnewski. Sie stürzten auf mich zu. Ich schrie. Sie warfen mich zu Boden, drückten mein Gesicht in den Dreck. Einer setzte sich auf meinen Rücken, der andere auf meine Beine, zog mir den rechten Schuh aus, dann den Strumpf. Alles geschah langsam. Ich hob den Kopf, schnappte nach Luft, Gonzales zeigte mir ein Messer und ging langsam um mich herum. Ich fühlte seine Hand an meinem nackten Fuß. Und dann kam der Schmerz. Ein entsetzlicher Schmerz in meinem Fuß, ich wusste nicht, was geschah, ich schrie nur noch, und erst nach einer Weile merkte ich, dass die Männer fort waren, ich konnte den Kopf heben und um Atem ringen. Ich hörte ein Knistern und sah einen Zeh im Feuer, meinen Zeh, meinen kleinen Zeh. Ich setzte mich auf. Als ich das Blut aus dem Stumpf meines Zehs rinnen sah, wälzte ich mich zum Feuer, um zu versuchen, den Zeh zu retten, griff mit der Rechten in die Flammen und schlug ihn heraus, aber er war schon schwarz und gekrümmt. Ich ließ ihn liegen. Ich musste den Blutfluss stoppen und riss mir das Hemd vom Leib, wickelte

es um die Wunde, stand auf und humpelte zurück zum Haus.

Marc Antonius stützte mich und führte mich zu einem Sessel. Er rief den Arzt, der kurze Zeit später erschien. Es ist derselbe Arzt, der auch meine leblos lebende Mutter versorgt. Er gab mir eine Spritze, legte einen Verband an und fragte mich, was geschehen sei. Ich erfand eine halbgare Geschichte von einer Scherbe, in die ich getreten sei, aber ich sah an seinen Augen, dass er mir nicht glaubte. Ich nahm Schmerztabletten. Zugleich erwachte in mir ein großer Trotz, ich wusste nicht, woher er kam, dieser Trotz. Nicht mit mir, dachte ich plötzlich, nicht mit mir, irgendwann ist Schluss, ich werde mich wehren, ich werde nicht zulassen, dass ihr mich weiter verstümmelt, ich werde nicht zulassen, dass ich eines Tages im Rollstuhl neben dem Bett meiner Mutter sitze und ihre Hand halten und darauf warten muss, dass die Maschinen ihren letzten Atemzug tun, nein, dachte ich, wenn ihr Ernst macht, dann mache ich auch Ernst, kommt doch, Gonzales, Kuttner, Wischnewski und wer auch immer sich euch angeschlossen hat, kommt doch und kämpft, ich werde mich vorbereiten, ich werde gewappnet sein, ich habe noch nicht mal angefangen, mich zu verteidigen, vielleicht ist es so, dass ich nichts gegen euch unternehmen kann, aber etwas anderes kann ich tun, etwas, das niemand so gut beherrscht wie ich, ich kann mich in mich selbst zurückziehen, ich kann in meinen Panzer kriechen, ich kann werden, was ich immer schon war, eine Schildkröte, ein Igel, eine Schnecke, ein Tier, das den Schutz vor allem Bösen in sich selbst findet, ihr werdet staunen, wenn ich mit mir fertig bin.